

# **Caritas – gemeinsame Perspektiven für die Zukunft**

**50 Jahre Caritasverband Olpe, 09.November 2013**

Dr. Hans-Jürgen Marcus, Diözesan- Caritasdirektor Hildesheim

## **1. Vorbemerkungen**

Es ist schön, einmal wieder in Olpe zu sein. Hier habe ich meine ersten beruflichen Schritte gemacht. Von 1984 bis 1986 beim Aufbau des Projektes Förderband. Ich habe gerade in den letzten 12 Jahren meiner Tätigkeit als Caritasdirektor oft und gern daran zurückgedacht. Nach meinem Weggang aus Olpe habe ich über meine Freundschaft zu Jupp Färber, der einige Jahre stellvertretender Geschäftsführer des Caritasverbandes in Olpe war, immer mal wieder den ein oder anderen Aspekt der Caritasarbeit hier im Südsauerland mitbekommen. Von daher fühle ich mich bei einem Vortrag zu 50 Jahre Caritas in Olpe gerade ihm verpflichtet, der mir Vieles nahegebracht hat, was Caritas heute sein sollte.

## **2. Die Caritas der Kirche zwischen Bischof Tebartz-van Elst und Papst Franziskus**

In der Debatte über die Kirche in Deutschland und über die Rolle der Caritas hat in den letzten Jahren die Entweltlichungsforderung von Papst Benedikt eine zentrale Rolle gespielt. Bei seinem Deutschlandbesuch hatte Benedikt am 25. September 2011 im Konzertsaal in Freiburg gefordert: „Um ihre Sendung zu verwirklichen, wird sie (die Kirche, HJM) auch immer wieder Distanz zu ihrer Umgebung nehmen müssen, sich gewissermaßen ent-weltlichen.“<sup>1</sup> Dabei ist die Forderung Benedikts nach Entweltlichung weitgehend geprägt von einer dualistischen Perspektive: Hier die böse Welt und da die gute Kirche. Und da, wo die Kirche nicht gut ist, hat das etwas mit dem Einfluss der bösen Welt zu tun. Wenn es um sexuellen Missbrauch geht, wenn es um Korruption oder um andere moralische Verfehlungen geht, dann war es die Welt. Und dann muss sich die Kirche ein Stück zurückziehen um nicht weiter von der Welt infiziert zu werden. Das Bild der Kirche ist das einer Kirche mit sauberen Händen und mit weißer Weste.

Auch Mario Bergoglio, der jetzige Papst Franziskus, hatte beim Vorkonklave am 9. März 2013 von einer verweltlichten Kirche gesprochen. Der Zuweisung, dass dafür die böse Welt die

---

<sup>1</sup> Zitiert nach: Cordes, P.J./Lütz, M.: Benedikts Vermächtnis und Franziskus' Auftrag. Entweltlichung, Freiburg 2013, 153

Verantwortung trüge, folgte und folgt er jedoch nicht. Sein Bild einer verweltlichten Kirche ist eher das einer auf sich selbst bezogenen und in sich selbst verliebten Institution, die meint das Licht der Welt zu sein, die sich in eine bürgerliche Gemütlichkeit zurückgezogen hat und nicht mehr getrieben ist von einem leidenschaftlichen Eintreten für die Armen und für eine Gerechtigkeit gerade für die Schwächeren und Kleinen. Sein Gegenbild ist das einer missionarischen und auf die Welt bezogenen Kirche, die an die Ränder geht zu den Armen und Kleinen, die ihre Gemütlichkeit aufgibt und immer mehr eine Kirche der Armen wird. Der Verzicht auf päpstlichen Prunk, der Besuch der Flüchtlinge auf Lampedusa und die Fußwaschung in einem Jugendgefängnis am Gründonnerstag machen deutlich, dass dieser Papst von etwas anderem spricht, wenn er die Verweltlichung der Kirche anprangert.

Spannend, wie Thomas Assheuer in der Zeit auch den Fall „Tebartz-van Elst in diese Entweltlichungsdebatte einordnet: „Bischof Tebartz-van Elst hat diese Frage in aller Deutlichkeit beantwortet, er hat seine Antwort in Beton gegossen. Sein neuer Amtssitz ist gebaute Theologie, er ist das in Fels gefräste Sinnbild für den Rückzug aus der Welt. In Limburg mauert sich die Kirche ein und wendet dem profanen Leben eine schwarzgraue, mit messerscharfen Kanten versehene Giebelwand zu. Es ist Überwinterungsarchitektur, es ist Bauen in der arktischen Moderne. Erhobenen Hauptes geht die römisch-katholische Kirche darin ins Exil ihrer selbst – reich und unabhängig, in mondäner Schönheit und mir makelloser Eleganz.“<sup>2</sup>

In diesen Streit innerhalb der Kirche zwischen denen, die die konziliare Öffnung der Kirche zur Welt für einen Fehler halten, den sie mühsam zu korrigieren suchen und denen, die in dieser Öffnung des Konzils den Weg der Kirche in der Nachfolge Jesu beschreiten wollen gerät auch die Arbeit der Caritas immer wieder hinein. Ist die Caritas katholisch genug? Wie ist das mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und ihrem Lebenswandel? Ist die Caritas nicht doch irgendwie zu weltlich? Konservative Katholiken bemühen sich derzeit darum, den Unterschied der beiden Päpste Benedikt und Franziskus nicht zu groß erscheinen zu lassen. So etwa Kardinal Paul Josef Cordes und Manfred Lütz in ihrem Band „Benedikts Vermächtnis und Franziskus´ Auftrag: Entweltlichung“<sup>3</sup>. Sie konzentrieren sich in ihrer Kritik auf die Deutsche Caritas und den deutschen Institutionen- und Verbandskatholizismus. Die Caritas solle auf die Arbeitgebermacht verzichten da sie ja nicht mehr in der Lage sei, genug Katholikinnen und Katholiken für ihre Stellen zu finden und das katholische Profil so nicht mehr aufrechtzuerhalten sei. Lütz spricht den beruflichen Caritasmitarbeiterinnen und –mitarbeitern ab, Caritas zu

<sup>2</sup> Assheuer, Th.: Lieber Blattgold als Sandalen, in: Die Zeit 44/2013, 62

<sup>3</sup> Cordes/ Lütz, aaO

machen, da sie ja bezahlt würden und bezahlte Liebe eher in St. Pauli zu finden sei.

Diese Debatte schließt jedoch an einen Streitpunkt der letzten Jahre an, der schon Eingang in die Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz gefunden hat: Muss nicht, wenn die Kirche und ihr Einfluss- und Wirkungsraum kleiner wird, auch die Caritas kleiner werden? Sollte man sie nicht eher auf die gute, ehrenamtliche Caritas begrenzen? Eine Reihe von Bischöfen scheint ganz begeistert zu sein von der Idee einer Verkleinerung der Caritas. Irgendwie kultiviert man das Bild der kleinen Herde als Kontrast und Gegenbild zu einer sündigen Welt. Mit meinen Erfahrungen in der Caritas und ihren vielen hoch kompetenten und engagierten Mitarbeitenden hat diese Polemik nichts gemein. Ich kann die Caritas nur denken im Kontext einer missionarischen und ausstrahlenden Kirche, als Antwort auf die Herausforderungen, Kirche in der Welt von heute zu sein. Die Idee eines Katakombenkatholizismus, eines Rückzugs aus der Welt, passt nicht in mein Caritasbild. Eine evangeliumsgerechte Identität wird die Kirche und ihre Caritas eben nicht jenseits der bedrängenden und konflikthafter Lebenslagen an irgendwelchen privilegierten Orten der Gotteserkenntnis finden, sondern nur mitten in den Auseinandersetzungen mit den gesellschaftlich brennenden Fragen. Die Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da. Sie soll Gottes Wirklichkeit bezeugen – gerade bei den Bedürftigen. Das erfordert Umkehrprozesse in ihren eigenen Kernbereichen. Eine Kirche in Tuchfühlung mit den Armen kann nur eine Kirche in der Welt von heute sein. Ein Rückzug in heilige Nischen ist von daher aus meiner Sicht für die Caritas überhaupt keine Option. Gerade der Impuls des 2. Vatikanischen Konzils zum missionarischen Auftrag der Christen in der Welt hat den Ausbau gerade auch der deutschen Caritas vielfältig motiviert. Von daher kann die Caritas mit Badewannen mit integrierter Kopfablage so wenig anfangen wie mit Adventskranzhalterungen für 100.000 Euro.

Nur eins noch im Blick auf eine katholisch verbreitete Caritaskepsis: Der Katholizismus war im 19. Jahrhundert eine enorme Triebkraft im Kampf gegen die Folgen der Industrialisierung. In vielen Initiativen und Projekten nicht zuletzt von Orden und Kongregationen griff er die Not und die Armut von Menschen auf und kümmerte sich um die soziale Frage. Schon bald war klar, dass individuelle Hilfe nicht ausreichend ist, dass man die Hilfe organisieren müsse. Bekämpfung von Armut und Not braucht eine hohe Fachlichkeit, eine Einflussnahme auf die Politik und manchmal auch das Herstellen von Öffentlichkeit. Das waren die Motive, warum Lorenz Werthmann den Deutschen Caritasverband gründete. Seine Motive waren damals so richtig wie heute. „Diese Entwicklung von individueller Hilfstätigkeit zu organisierter Caritas, von spontaner

Linderung aktueller Not zur dauerhaften Sicherung sozialer Rechte, vom Setzen auf den guten Willen vieler zur verbindlichen institutionellen Absicherung ist ein großer Erfolg der sozialkatholischen Bewegung...“<sup>4</sup>

Und dennoch muss uns die Frage umtreiben: was würde Papst Franziskus sagen, wenn er zu einer Visitation des Caritasverbandes nach Deutschland käme? Ich glaube, er wäre beeindruckt vom Engagement vieler beruflicher und ehrenamtlicher Menschen. Er würde ihr Engagement für die Teilhabechancen aller Menschen, insbesondere derer am Rande, eindrucksvoll bestätigen. Aber, er würde wohl auch Fragen stellen an einige zu prunkvoll geratene Bauten, an die Tagungshotels so mancher caritativer Versammlung und an die Nadelsteifenorientierung so mancher Führungskräfte.

### **3. Gesellschaftlicher Solidaritätsbedarf**

Man wird sagen müssen, dass es für die Menschen, für die Armen und Kleinen allemal, alles andere als eine gute Nachricht ist, wenn sich aus der Kirchenkrise eine Krise des Evangeliums entwickeln sollte. Der gesellschaftliche Bedarf für eine Kirche mit dem Gesicht zur Welt ist nicht kleiner geworden. Das Armutsthema, die damit verbundene soziale Deklassierung, die Einsamkeit vieler Menschen, die Erfahrung von Sinnlosigkeit und von zerstörten Lebensentwürfen, die Angst davor, alt zu werden führen dies heute in vielen Facetten vor Augen. In einer Gesellschaft, in der eine steigende Zahl von Kindern in Armut aufwächst, in der es nicht mehr stimmt, dass jeder es nach oben schaffen kann, wenn er nur fleißig ist, in der die Teilhabemöglichkeiten von immer mehr Menschen stark eingeschränkt sind, gibt es einen Riesenbedarf an Solidarität.

- Trotz positiver Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt beziehen 1,36 Millionen Menschen mehr als 2 Jahre Grundsicherungsleistungen, 500.000 Menschen sind seit Einführung des SGB II im Jahr 2005 arbeitslos. Die Erholung auf dem Arbeitsmarkt betrifft nur die arbeitsmarktnahen Arbeitslosen.
- Arm und Reich driften in Deutschland immer weiter auseinander. Das zeigen Studien des DIW Berlin zur Einkommensverteilung auf der Basis von Daten aus dem Sozio- Oekonomischen Panel (SOEP)<sup>5</sup>. Die Polarisierung zeigt sich daran, dass nicht nur die Anzahl der Ärmern und Reichern wächst, sondern auch daran,

---

<sup>4</sup> Kruip, G.: Kirche für die Armen – was heißt das für die Caritas?, in: neue caritas 18/2013, 21-25, 23-24

<sup>5</sup> Vgl. dazu die Pressemeldung des DIW Berlin vom 15.06.2010

dass Ärmere seit 10 Jahren auch immer ärmer werden. Waren es im Jahr 2000 noch 66 % der Haushalte, die zur Mittelschicht gehörten (Nettoeinkommen zwischen 860 und 1.844 Euro), waren es 10 Jahre später nur noch 60 %. Stark gestiegen ist die Zahl der Menschen mit niedrigem Einkommen von 18 % im Jahr 2000 auf fast 22 % im Jahr 2009. Gleichzeitig verdient diese Gruppe in absoluten Zahlen immer weniger.

- Armut hat immer etwas mit der Frage von Inklusion und Exklusion, von Integration und Ausgrenzung zu tun. Armut scheint heute nicht in erster Linie die Frage nach einem gesellschaftlichen oben und unten zu sein, sondern nach einem gesellschaftlichen drinnen und draußen. Es geht nicht nur um Verteilung, es geht zentral um Teilhabe. Heinz Bude: „Menschen leiden darunter, dass ihnen Zugänge verwehrt werden, dass sie Missachtung erfahren und dass sie vom Gefühl der Unabänderlichkeit und Aussichtslosigkeit gelähmt sind.“<sup>6</sup> Gerade auf dem Land hat Armut die Tendenz sich zu verstecken. Man fürchtet, nicht mehr dazuzugehören. Und das auch nicht ganz zu Unrecht.
- Während die Zahl der Kinder und Jugendlichen zurückgeht, wächst die Zahl derer, die auf Hilfen zur Erziehung angewiesen sind. Im Jahr 2011 waren das 1 Mio junge Menschen. Zwei Gründe scheinen besonders entscheidend. Der Familienstand und die materielle Situation. 60 % derer, die Hilfen zur Erziehung in Anspruch nehmen (ohne Erziehungsberatung) kommen aus Familien im Transfergeldbezug.<sup>7</sup>

Wo Menschen in Not geraten, soll es Menschen geben, die ihnen zur Seite stehen und sie unterstützen. Das geschieht in Nachbarschaften, in Gemeinden, in Verbänden und Gruppen immer wieder mit großer Selbstverständlichkeit. Menschen anzustiften zur Solidarität in einer individualisierten und wellnesorientierten Gesellschaft ist eine schwierige und komplexe Aufgabe. Solches Engagement bewegt sich in der Spannung von individueller Hilfe und politischem Engagement. Samariterdienst und Anklage gegen die Strukturen der Räuberei gehören zusammen. Es geht dabei auch um den Aufbau einer Bürgergesellschaft, die nicht in jeder Frage auf Staatstätigkeit vertraut. Es geht darum, Menschen zu finden, die im Rahmen oder jenseits ihrer beruflichen Tätigkeit auch im politischen Sinne die soziale Gesellschaft mitgestalten wollen. „Not sehen und handeln!“ ist wichtig, ist aber ohne politische Dimension zu wenig sagt Andreas Kampmann-Grünewald.<sup>8</sup>

<sup>6</sup> Bunde, H.: Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft, München 2008, 13

<sup>7</sup> Vgl. dazu: Rauschenbach, Th.: Immer mehr Hilfen zur Erziehung – warum?, in: neue caritas 17/2013, 23-28

<sup>8</sup> Kampmann-Grünewald, A.: Freiwilliges soziales Engagement und das Problem der Solidarität, in Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes 2005, S. 55-60.

## **4. Vier zentrale Stoßrichtungen für eine zukunftsorientierte Strategie der Caritas**

### **4.1 Die Caritas als Produzentin innovativer Ideen für den sozialen Bereich**

„So ist also die Caritas der Dampf in der sozialen Maschine und Pfadfinderin für staatliche und gesetzgeberische Maßnahmen.“ (Lorenz Werthmann)

Manchmal hat man auch bei der Caritas den Eindruck, dass es ihr zentral darum geht, bestehende Dienste und Einrichtungen auf alle Zukunft in ihrem Bestand zu erhalten. Bei allem Verständnis für die Sicherung von Einrichtungen und Arbeitsplätzen muss es zuerst darum gehen, die Arbeit an neuen Notlagen, an Bedarfen von Menschen, am demographischen Wandel und an den gesellschaftlichen Veränderungen zu justieren und auszurichten.

Was heißt das etwa für die Weiterentwicklung der stationären Altenhilfe, wenn nur ein verschwindend kleiner Bevölkerungsanteil in einem Pflegeheim leben möchte? Brauchen wir unter Inklusionsgesichtspunkten noch große zentrale Werkstätten für behinderte Menschen? Wie kommen wir zu neuen Partnerschaften zwischen der lokalen gewerblichen Wirtschaft und der Caritas im Blick auf das Schaffen neuer Arbeitsplätze für langzeitarbeitslose Menschen? Was machen wir mit Kindertagesstätten in kleinen Dörfern, wenn aufgrund von demographischem Wandel und Wanderungsprozessen die Zahl der Kinder nicht mehr ausreicht? Schließen, Fusionieren oder vielleicht über ein integriertes Dorfzentrum nachdenken, in dem neben die Kindertagesstätte noch andere Funktionen im Gebäude angesiedelt werden?

Ich bin im Blick auf die Zukunft überzeugt: Das Leitbild der Orientierung auf den Lebens- und Sozialraum bestimmt immer stärker die konzeptionelle Diskussion der sozialen Arbeit. Immer mehr Kindertagesstätten entwickeln sich zu Familienzentren mit starker Sozialraumorientierung. Ein Altenheim baut einen neuen Speisesaal und beschließt, diesen als offenes Café für die Menschen im Stadtteil zu konzipieren, in dem viele ältere Menschen leben. Ein Klamottenladen für Kinder entsteht und wird weitgehend ehrenamtlich von den Menschen im Stadtteil betrieben. 17 Ehrenamtliche melden sich nach einem Zeitungsartikel. Die Motivation: einige haben Lust, sich gegen Kinderarmut zu engagieren, andere haben Lust, einen Laden einzurichten und zu betreiben. Caritative Einrichtungen sind vielfältig auf dem Weg, ihre Einbindungen in das jeweilige Quartier zu verbessern und Mitverantwortung für die Entwicklung dieser Quartiere zu übernehmen. Hier entsteht ein neues Phänomen: die Nachbarschaftshilfe. Auch hier

eine Gemengelage von Motiven: man will sich ehrenamtlich engagieren; man will geholfen bekommen; man will eingebunden sein... Sehr komplex und von einem reinen Altruismus auch weit entfernt.

Wie innovativ ist die Caritas im Blick auf die großen Themen wie Armutsbekämpfung, soziale Gerechtigkeit, Inklusion und Demographie?

#### **4.2 Die Caritas als attraktiver Engagementbereich für hauptberufliche und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter**

Die Caritas bietet Menschen ein berufliches oder ehrenamtliches Engagementfeld. Für viele hauptberufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ist die Caritas der wichtige Arbeitgeber. Mitarbeit in der Caritas bedeutet aber nicht nur Sicherung der eigenen materiellen Lebensgrundlage. Sie bedeutet auch, sinnvoll und sinnstiftend zu arbeiten, die Chance zu haben, die Gesellschaft mitzugestalten und teilzuhaben an einer der letzten spannenden Fragen der Gesellschaft: wie produzieren wir genügend Solidarität? Wie produzieren wir als Gesellschaft genügend Solidarität, die wir so dringend benötigen? Ich finde, das ist eine der spannendsten Fragen, die man heute stellen kann.

Wir sollten eben lernen, spannender über soziale Arbeit, Pflege und Erziehung zu sprechen. Mit dem Schlechttreden dieser Berufe erweisen wir uns einen gesellschaftlichen Bärendienst. Dabei müssen wir uns natürlich dafür einsetzen, dass soziale Arbeit attraktiv bleibt. Dazu wird es unumgänglich sein, das Ansehen sozialer Berufe und deren gesellschaftliche Anerkennung zu verbessern. Als Caritas müssen wir dafür streiten, dass Wettbewerb in der sozialen Arbeit nicht zuerst über die Bezahlung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sondern über die Qualität der Dienstleistung stattfindet. Für 2030 wird prognostiziert, dass uns dann eine halbe Million Menschen in der Pflege fehlen. Man wird nicht davon ausgehen können, dass diese Lücke von Pflegerobotern zu schließen ist. Soziale Berufe attraktiv zu machen ist natürlich von Rahmenbedingungen abhängig. Sie ist aber auch eine Frage an regionale Arbeitsmärkte und damit an unsere örtlichen Caritasverbände.

Ein Wort zum Ehrenamt:

Die entscheidende biblische Grundlage jedes Nachdenkens über das Ehrenamt in der Kirche ist das Konzept der Charismen, der Gaben des Geistes, wie es in den Paulusbriefen entgegentritt. Charismen sind einfache Alltagskompetenzen wie trösten, ermahnen, barmherzig sein,

dienen, Krankheiten heilen. Jede und jeder hat Begabungen erhalten als Gaben des heiligen Geistes, der allen geschenkt ist.

Wir müssen in Zukunft davon ausgehen, dass es vor Ort in der Pfarrei unterschiedliche Lebensorte der Kirche gibt: die Sonntagsgemeinde in der Pfarrei, die Verbände und Gruppen, die Kindertagesstätte und das Altenheim, die katholische Schule, die Initiativgruppe für das Bleiberecht der Romafamilie, usw. Im Blick auf das Ehrenamt bedeutet dies, dass sich Ehrenamtliche in Zukunft auch nicht allein und in erster Linie über einen Zugang zur Sonntagsgemeinde rekrutieren lassen. Sie finden Anknüpfungspunkte zu einem dieser Lebensorte und sind bereit, sich hier zu engagieren.

Man unterscheidet ja heute in der Engagementforschung weithin zwischen altem und neuem Ehrenamt. Grob skizziert motiviert sich das alte Ehrenamt über Pflichtwerte und Pflichtbewusstsein, es ist auf lange Zeit angelegt und findet sich in Aufgaben, die hohe Anteile an Vorgegebenem haben. Das neue Ehrenamt ist stärker durch Selbstverwirklichungsinteressen motiviert, häufig kurzlebiger und von den Aufgaben her sehr viel experimenteller angelegt. In den vergangenen Jahren wurde das alte Ehrenamt häufig als aussterbendes Modell dargestellt und dem neuen Ehrenamt, das häufig auch bürgerschaftliches oder zivilgesellschaftliches Engagement genannt wird entgegengestellt.

Es wird immer schwieriger, Leute zu gewinnen besonders für ein längerfristiges Engagement etwa in den Gremien der Gemeinde. Die Zeiten, in denen aufgrund der milieugestützten Situation der Sohn das Mandat im Kirchenvorstand sozusagen vom Vater ererbte sind endgültig vorbei. Die Entscheidung für Mitgliedschaft und ehrenamtliches Engagement erfolgt zunehmend aufgrund von eigener Wahl und nicht aufgrund traditioneller Bindungen.

In der Praxis der Pfarrei gibt es eine nicht zu unterschätzende Spannung zwischen beiden Ehrenamtsmustern: In den Gremien und leitenden Positionen finden sich in der Regel über viele Jahre dieselben Personen für die Gemeinde wirklich zur zweiten Heimat geworden ist. „Nur dort, wo das Gemeindeleben über ein hinreichendes Maß an langfristig ausgerichtetem Ehrenamt verfügt, kommt es zu einem sich gewissermaßen selbst tragenden ehrenamtlichen Handlungsgefüge, das es dem Pfarrer erlaubt, sich auf die Rolle als „Kordinator“ und „Initiator, der die Übersicht hat“, zu beschränken.“<sup>9</sup> Diesen Ehrenamtlichen fällt es häufig nicht leicht, neue Wege zu beschreiten oder neue Ansätze zu unterstützen. Jede Gemeinde lebt von denen, die über lange Zeit bereit

---

<sup>9</sup> Gabriel, K.: Gemeinde ja – Kirche nein, in: neue caritas 14/2001, 17-21, hier 19

sind, die Arbeit zu tragen und auch dann aufrechtzuerhalten, wenn ein kalter Gegenwind ins Gesicht bläst. Allerdings darf gerade in dieser Gruppe der Kerngemeinde keine Abgeschlossenheit und Selbstzufriedenheit entstehen, die dazu führt, dass andere Menschen keinen Raum finden und keine Luft zum Atmen haben. Es gibt diese Gemeinden, die scheinbar in den Besitz einer oder einiger Familien übergegangen sind. Hier stehen Lernprozesse auch unter den Ehrenamtlichen an. Die Gemeinde lebt aber auch von denen, die sich kurzfristig oder in einem partiellen Thema engagieren wollen. Hier kommen Menschen aus dem nahräumlichen Umfeld der Gemeinde in den Blick: Mutter-Kind-Kreise, Selbsthilfegruppen, 3.-Welt-Solidaritätsgruppen, Asylinitiativen. Solche Gruppen ermöglichen auch, dass Menschen ohne Kirchenbezug in den Kontaktraum der Gemeinde kommen. Es wird in Zukunft eine gelungene Verbindung von altem und neuem Ehrenamt geben müssen. Es wird sich zeigen, ob wir gerade für engagierte Menschen in unseren Gemeinden gute Gastgeber sein werden.

### **4.3 Die Caritas als selbstbewusstes und starkes Stück Kirche**

Die katholische Kirche in Deutschland hat sich in den letzten Jahren sehr auf den kirchlichen Lebensort Gemeinde oder Pfarrei konzentriert. Vielleicht könnte man es sogar so formulieren, dass die Wahrnehmung kirchlicher Wirklichkeit sich eher am Aktivierungs- und Aktivitätsgrad der Kerngemeinde orientiert hat als an der Identität der Kirche. Wo viele mitmachen und aktiv sind, da ist Kirche gut und lebendig. Aktivierung und Mobilisierung sind lange zum eigentlichen Ziel erklärt worden. Mit Verlaub: Das ist etwa so, als wenn man die Qualität einer Fußballmannschaft in der Bundesliga nach den Zuschauerzahlen bestimmen und die Tabellenplätze jeweils danach festlegen würde. So wie Fußball auf dem Platz entschieden wird, so wird auch Kirche dort entschieden, wo das Evangelium lebendig ist.

Wenn man sich die Entwicklung von Kirchenzugehörigkeit, von persönlichen Glaubensstilen, von Sozialformen und Lebensweisen in der Glaubensrepublik Deutschland, wie es Matthias Drobinski und Claudia Keller so schön in einem Buchtitel formuliert haben<sup>10</sup>, ansieht, dann wird man die Menschen nicht mit einer einzigen eher gleichförmigen Sozialform erreichen. Kirchen benötigen eine Pluralität an Lebensformen und Lebensorten. Diese Lebensorte der Kirchen haben eigene Logiken und Gesetzmäßigkeiten. Bei uns im Bistum Hildesheim

---

<sup>10</sup> Drobinski, M./ Keller, C.: Glaubensrepublik Deutschland. Reisen durch ein religiöses Land, Freiburg 2011

wird die Perspektive immer stärker, dass es um Prozesse lokaler Kirchenentwicklung geht. Prozesse, die an den Realitäten eines konkreten Ortes ansetzen und die vorhandenen Charismen zur Geltung kommen lassen. Bischof Trelle hat die Idee in seinem Fastenhirtenbrief 2011 aufgegriffen und beschrieben: „Innerhalb unserer Pfarreien werden unterschiedliche Gemeindegestalten wachsen. Gerade diese Vielfalt kann bereichernd sein. Neben den Gruppen, Gemeinschaften und Verbänden, die das kirchliche Leben schon jetzt prägen, werden Kleine Christliche Gemeinschaften in Stadtteilen und Dörfern wachsen; Kirche wird auch gelebt werden in Schulen, Kindertageseinrichtungen und Altenheimen – unabhängig von Kirchengebäuden und Gemeindezentren.“

Wenn in der Kirche von Seelsorge geredet wird und von Pastoral, dann verbindet sich damit in der Regel ganz viel Pfarrei und ein wenig kategoriale Seelsorge. Mit Caritas verbindet man eher eine nach außen gerichtete Aktivität der Kirche. Ein ehrlicher Blick eröffnet die Einsicht, dass ein Großteil kirchlicher Achtsamkeit in den letzten Jahrzehnten nicht den caritativen Lebensorten der Kirche galt. Es ist höchste Zeit, das zu verändern. Schon sprachlich sollte man nicht mehr von „Caritas und Kirche“ reden, auch nicht von „Caritas und Pastoral“ - eher und besser von „Kirche“, von „lokaler Kirche“ durchaus. Und dahinter stecken Pfarreien, Gemeinden und andere kirchliche Lebensorte.

In der Caritas geht es oft genug um existentielle Fragen und Inhalte: um Krankheiten und Krisen, um Trauer und Angst, um Ausweglosigkeit und Exklusion. Vielleicht ist das ein wichtiges Korrektiv zu einer Freizeitkirche, die sich eher in der Konkurrenz mit erlebnisgesellschaftlichen Events befindet und mit viel Kraft diesen Wettbewerb gestaltet und verliert. Viele Bereiche der Kirche erwecken den Eindruck von Kraftlosigkeit und wenig Enthusiasmus auch bei den hauptberuflich und ehrenamtlich Mitarbeitenden. Manchmal stellt sich mir die Situation – zugegeben etwas karikiert - so dar, dass etwas depressive und resignierte Christinnen und Christen, mit hängenden Zungen andere Menschen engagiert einladen, zu ihnen zu kommen, um mitzumachen und die befreiende Botschaft vom Reich Gottes hautnah zu erleben. Da kann man doch nur warnen, oder?

Vielleicht ist die Rückkehr in die Diakonie (A. Delp) gerade die Chance, in den Kirchen so etwas wie die „Leidenschaft der Nachfolge“ wieder neu zu entdecken. Ein offener Blick für die gesellschaftliche Not vieler Menschen könnte die Kirche auch zurückführen in gesellschaftliche Relevanz. Wer in Tuchfühlung mit den Armen lebt, der wird sich anders in gesellschaftliche Diskurse einmischen als diese mit ein wenig

gutgemeinter kirchlicher Folklore zu begleiten. Ganz im Sinne der Frage Ulrich Bachs: „Wozu ist die Kirche nütze in Gottes gefährdeter und geliebter Welt?“<sup>11</sup>

Im Blick auf die Caritas in der lokalen Kirchenentwicklung gilt der Jesajavers, der die Akteure in unserem Bistum in den letzten Jahren begleitet hat: "Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?" (Jes 43,19) Manchmal muss man gar keine neuen Aktivitäten produzieren sondern nur neue Bilder entwickeln. Dann fällt auf, wie viel schon da ist und wo überall Gemeindebildung stattfindet, die man noch nicht als solche identifiziert hat.

#### **4.4 Die Caritas als starke Stimme für soziale Teilhabe und Gerechtigkeit**

Wenn man nach dem Selbstverständnis verbandlicher Caritas fragt, dann antworten Verbandsfunktionäre und Kirchenverantwortliche gern mit der Geschichte vom barmherzigen Samariter aus dem Lukasevangelium. Kein Grundagentext, kaum ein Leitbild und keine Verleihung einer silbernen oder goldenen Ehrennadel in der Caritas ohne diese Geschichte! Dabei ist klar, dass die Caritasidentifikation immer in Richtung des Samariters läuft: die unmittelbare Wahrnehmung von Not, die selbstverständliche praktische Hilfeleistung, die Nichtdelegation von Erstzuständigkeit – das ist der Grundakkord kirchlicher Caritas. Dabei könnte und müsste man durchaus fragen, ob die deutsche Caritas nicht eher der Zusammenschluss der Wirte und Bewirtungsbetriebe im Sinne des Evangeliums ist. Der Wirt erfüllt seine Dienstleistung zu marktüblichen Preisen! Sollte mehr Leistung notwendig sein, steigt der Preis („wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme!“ Lk 10,35).

Natürlich muss man auch kritisch fragen, ob die starke Ausweitung dieses Bereichs sozialer Dienstleistungen und die immer stärkere Ökonomisierung nicht auch zu Plausibilitätsverschiebungen insgesamt geführt haben bzw. weiter führen werden: Wenn man die Sprach- und Gedankenwelt des Sozialen betrachtet, dann kann man Verschiebungen erkennen. Kamen in der Mitte des letzten Jahrhunderts die Begrifflichkeiten und Denkfiguren aus der Sprachwelt des familiären Zusammenhangs - man sprach von Fürsorge, von Zöglingen, von Helfen, von Aufsicht, von Schützen und Liebe – so änderte sich das in

---

<sup>11</sup> Bach, U.: Heilende Gemeinde? Versuch einen Trend zu kompensieren. Neunkirchen- Vluyn 1988. hier: Vorwort

den späten 60er und 70er Jahren zugunsten eher politischer Begrifflichkeiten. Jetzt ging es um Partizipation, um Selbsthilfe, um Solidarität, um Chancengleichheit und gesellschaftliche Teilhabe. Mit den 90er Jahren kam dann die Sprachwelt der Ökonomie. Es geht um Kunden, um Dienstleistungen, um Synergien, um Management, um Produktorientierung und Leistungsvereinbarungen. Interessant und auffällig dabei ist: die Sprach- und Denkfiguren aus dem familiären und politischen Kontext geraten völlig aus dem Blick. Der Manager ist das unangefochtene Rollenmodell auch im Sozialen. Da gibt es Sozialmanagement und Casemanager, Pflegemanager und Familienmanagement. Bei aller notwendigen Ergänzung um die ökonomische Kompetenz muss man kritisch fragen, ob ökonomisch dominierte Rollenmodelle nicht viele fachliche und anwaltschaftliche Aspekte in den Hintergrund gedrängt haben.

Noch einmal zurück zum Gleichnis: Wenn es stimmt, dass die Caritas mindestens auch ein Zusammenschluss der Wirte und Bewirtungsbetriebe geworden ist, dann stellt sich die Frage: Wo aber ist der Samariter geblieben? Man hat den Eindruck, dass er sich nicht ganz so mächtig entwickelt hat! Sicher lebt er fort in der ehrenamtlichen Caritas, in vielen Gemeinden und Besuchsdiensten, in Kleiderkammern und an Mittagstischen, in Initiativen für Arbeitslose und Flüchtlinge. Hier leben unmittelbare Wahrnehmung von Not und selbstverständliche Hilfeleistung in oft eindrucksvoller Weise!

Gleich, ob es um Fragen der Arbeitsmarktpolitik geht, ob es um Kitaangebote – etwa um Krippenplätze geht -, ob es um die Fragen eines Sozialpasses oder um die Umsetzung des Bildungspaketes für Kinder aus Hart IV- Haushalten geht. Die lokale Kirche und ihre Caritas hat dabei mitzureden und sich auch politisch zu engagieren.

Teilhabe bedeutet, Zugang zu sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten zu haben und selbst darüber entscheiden zu können. Teilhabe führt als Konzept weg von einem Fürsorgekonzept hin zu einer Sichtweise, dass auch Menschen am Rande in erster Linie Bürgerinnen und Bürger unseres Staates und Teil der örtlichen Gemeinschaft sind. Darum wird auch die Caritas neue Wege erkunden müssen, wie sie die betroffenen Menschen selbst unterstützen kann, ihre Anliegen selbst in die Hand zu nehmen und öffentlich zu vertreten. Teilhabe ist das Gegenmodell zu überholtem Paternalismus und zu überbordenden Helfersyndromen. Eine gute Krieteriologie für die Praxis caritativer Hilfe gibt das 2. Vatikanische Konzil im Laiendekret *Apostolicam Actuositatem*:

- „Damit die Übung dieser Liebe über jeden Verdacht erhaben sei und als solche auch in Erscheinung trete, muss man im Nächsten das Bild Gottes sehen, nach dem er geschaffen ist, und Christus den Herrn, dem in Wahrheit all das dargeboten wird, was einem Bedürftigen gegeben wird.
- Man muss auch in tiefer Menschlichkeit auf die personale Freiheit und Würde dessen Rücksicht nehmen, der die Hilfe empfängt.
- Weder das Suchen des eigenen Vorteils noch Herrschsucht dürfen die Reinheit der Absicht beflecken.
- Zuerst muss man den Forderungen der Gerechtigkeit Genüge tun, und man darf nicht als Liebesgabe anbieten, was schon aus Gerechtigkeit geschuldet ist.
- Man muss die Ursachen der Übel beseitigen, nicht nur die Wirkungen.
- Die Hilfeleistung sollte so geordnet sein, dass sich die Hilfeempfänger, allmählich von äußerer Abhängigkeit befreit, auf die Dauer selbst helfen können.“<sup>12</sup>

## 5. Schlussbemerkungen

Mit Papst Franziskus im Rücken und oft genug auch im Nacken plädiere ich allen Entweltlichungsrufen zum Trotz für eine konsequente Verweltlichung unserer Kirche und ihrer Caritas. Weil Gottes Inkarnation in Jesus Christus allen Menschen galt und es ihm darum ging, den Armen die Frohe Botschaft zu bringen, geht es um einen konsequenten Weg in die Welt. Gott liebt nicht unter bestimmten Bedingungen, erst recht nicht nur die, die brav sind, seine Liebe ist inklusiv und nicht exklusiv, sie ist barrierefrei und gilt nicht nur denen, die eine gültige Eintrittskarte gekauft haben. Ganz im Sinne von Gaudium et Spes 1: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen ihren Widerhall fände.“<sup>13</sup>

In der Caritas gibt es viele faszinierende Beispiele von Menschen in der Nachfolge Jesu Christi. Menschen, denen es eher um das Zeugnis des Lebens als um das Zeugnis des Wortes geht. Ich durfte viele Erzieherinnen, Pflegekräfte und Sozialarbeiter kennenlernen, die ihren

<sup>12</sup> Rahner, K./ Vorgrimler, H.: Kleines Konzilskompendium, Freiburg 4/1968, 399

<sup>13</sup> Rahner, K./ Vorgrimler, H.: Kleines Konzilskompendium, Freiburg 4/1968, 449

Beruf aus sehr idealistischen Motiven, oft genug aus tiefliegenden christlichen Überzeugungen ergriffen haben. Ehrlich gesagt, aus Karrieregründen wird man weder Erzieherin noch Pflegekraft. Die Heilpädagogin, die sich geduldig und mit höchster Professionalität um ein entwicklungsverzögertes Kind kümmert. Der Arzt, der sich über seinen Job hinaus im Wohnungslosenmobil der Caritas um die ärztliche Versorgung von Obdachlosen kümmert. Die 75jährige, die sich seit 25 Jahren im Besuchsdienst im Krankenhaus engagiert und die über die Zeit eine erstaunliche Professionalität erworben hat. Der Altenheimleiter, der mit wahrlich schlechten Rahmenbedingungen kämpft und der sich abrackert zum Wohl seiner Bewohnerinnen und Bewohner und seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Sozialarbeiterin, die mit der Romafamilie seit Jahren um deren Aufenthaltsstatus kämpft und um verbesserte Möglichkeiten für die Kinder. All diese Menschen, diese Heldinnen und Helden des Alltags haben meine Wertschätzung für die stille wenig wortreiche Nachfolge Jesu Christi sehr befördert und ich könnte hier nicht endend über Glaubenszeugnisse von Menschen in der Caritas berichten. „Der heutige Mensch hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte!“ schreibt Papst Paul VI. in seinem apostolischen Schreiben „Evangelii nuntiandi“ im Jahr 1975. Ein Satz, der mir in den letzten Jahren als Caritasdirektor oft in den Sinn gekommen ist.